

Jürgen Leidert

KARUSSELL AN DEN SEITENSTRASSEN

Geschichten und Anekdoten des Leipzigers Jörg Treidel

Engelsdorfer Verlag

Leipzig

2018

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Titelbild: Baumeister Helmut Ober, Direktor der Aufbauleitung. nach
zäher Verhandlung bei der DDR-Regierung und nach dem endlichen
Entscheid, dass der Bau des Opernhauses fortgesetzt werden kann.

ISBN 978-3-96145-221-7

Copyright (2018) Engelsdorfer Verlag Leipzig

Alle Rechte beim Autor

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)

www.engelsdorfer-verlag.de

12,80 Euro (D)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT.....	7
MORDSHUNGER	9
I.....	9
II.....	26
III.....	31
IV.....	33
V.....	37
VI.....	42
VII.....	45
VIII	47
KOPF HOCH JUNGER MANN.....	52
I.....	52
II.....	56
III.....	58
IV.....	62
V.....	65
VI.....	75
VII.....	80
VIII	93
REIFEJAHRE	103
I.....	103
II.....	107
III.....	112
IV.....	122
V.....	134
VI.....	142
VII.....	148
VIII	163
IX.....	169
X.....	175

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

VORWORT

Die drei Teile des Buches „Karussell an den Seitenstraßen“ beginnen im ersten Teil mit einer frei erfundenen Mord- und Heimatgeschichte, in die Erlebnisse der erzählenden Person, Jörg Treidel, eingeflossen sind. Sie macht mit dem dörflichen Milieu und Leben in den letzten Monaten des Weltkrieges an der Peripherie Leipzigs bekannt. Jörg ist dort nur zeitweilig mit seiner Mutter bei Verwandten der Familie während gefährlicher Angriffe in der Stadt.

Der zweite Teil fokussiert Streiflichter vom zu Ende gehenden Krieg bis zum Ende der Lehrzeit unter dem Titel „Kopf hoch, junger Mann“. Dabei werden dem Leser Einblicke in das Familien- und gesellschaftliche Leben während und nach dem Krieg gegeben. Angedeutet wird, wie die wechselnden Bedingungen der Besatzung unter der Bevölkerung aufgenommen und gewertet worden. Jörgs Entwicklung in dem bald neu gegründeten DDR-Staat, das Familienbild, die Freundschaften in der Schul –und Vorschulzeit, die damit verbundenen kuriosen Geschichten bis hin zur Ausbildung im Grafischen Gewerbe, dokumentieren einen Ausschnitt jener Zeitgeschichte. Wie vom Ausguck eines Karussells werden diese Ausschnitte jener Zeit fragmentarisch sichtbar.

In den Kapiteln des dritten Teils „Reifejahre“ wird die Szenerie des sich weiter drehenden Lebenskarussells des Leipziger Jörg Treidel an Anekdoten und Erlebnissen bis zum Ende der DDR und des baldigen Neubeginns dargestellt. Leipzig ist dabei Dreh- und Angelpunkt der Aktivitäten von Jörg. So musste er schon einmal an einer Seitenstraße eine Todeserfahrung hinnehmen.

Die Finessen der DDR-Bürger, das Zusammenspiel von Bekannten und Freunden, um zielstrebig die eigenen Fähigkeiten und Interessen zu entwickeln und zu befriedigen, reichten nicht, um das weltabgekehrte und mit westlichen Embargos belegte Wirtschaftssystem dauerhaft zu zementieren oder gar erfolgreich zu gestalten.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Wie hieß es doch so plausibel: „Was im Sozialismus die Beziehungen sind, ist im Kapitalismus das Kapital!“

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

MORDSHUNGER

I

Unweit der westlichen Stadtgrenze Leipzig, einer Großstadt in der sächsischen Tieflandsbucht, liegt das Dörfchen Frankenheim. Es hatte seine Bauernhöfe wie an einer Perlenkette auf einer kleinen Anhöhe aufgereiht, am westlichen Ende eine kleine Schule, dahinter der Friedhof mit einer hochragenden Kapelle. Nach Norden zu breitete sich eine mit sauren Wiesen bewachsene Talsenke aus, dahinter ein Hügel, genannt Bienitz. Südöstlich davon liegt der Ort Rückmarsdorf, südlich Miltitz, was in einer halbe Stunde mit der Bahn von Leipzig zu erreichen war. 35 Minuten zu Fuß ist es von dort bis Frankenheim. In den Jahren meiner Kindheit, insbesondere in den letzten Kriegs und Nachkriegsjahren wohnte ich in Frankenheim.

Mein Vater war schon im August 1942 an der Ostfront gefallen, nur 28 Jahre alt. Ich kann mich nur dunkel erinnern als die Nachricht von seinem Tod per Feldpost kam und durchs Küchenfenster im Parterre der Wohnung meiner Großeltern durch die Postbotin gereicht wurde. Ich verstand nicht gleich, warum soviel Tränen vergossen wurden. „Gefallen für Führer, Volk und Vaterland“, so hieß es kurz und lapidar in der Depesche, die mein Leben nachhaltig bestimmen sollte.

Mutters Schwester Marla wohnte in Frankenheim. In dem einzigen größeren Anwesen dieses Ortes, einem prachtvollen Bau mit einer zweigliedrigen großen Freitreppe mit einem Plateau vor dem Eingang, war ich damals zu Hause. Das Haus hatte zur Straße hin einen Hof mit anschließendem Vorgarten. Im Hof direkt gegenüber der Freitreppe stand ein großer Walnussbaum. Nach Osten hin schlossen Nebengebäude an, mit Waschhaus, Lagerräumen und zwei Wohnungen darüber. Hinter dem Wohnkomplex nach Süden hin, befand sich ein Park, der zu einer großen Wiesenfläche führte, wenn man durch den maroden

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Zaun ein Schlupfloch fand. Ein Teich und ein Erlenwald begrenzten die Wiesen. Das Gebiet wurde als die Ellern bezeichnet.

Tante Marlas Mann Hein war Schullehrer dort, aber jetzt im Kriegsdienst. Des Öfteren während der Kriegsjahre bis 1945 und in den Hungerjahren danach, fuhr meine Mutter mit mir zu ihrer Schwester „über Land“, wie sie dann sagte, wenn die nächtlichen Bombardements und die Übernachtungen im Luftschutzkeller zu lästig und gefährlich wurden, war die Zeit in Frankenheim leichter zu ertragen als in der Stadt.

Jedenfalls waren die Tage und Nächte auf dem Dorf für uns nicht so qualvoll. Die Spiele mit den anwohnenden Kindern und meinem Cousin in Hof, Garten, Park, auf den Wiesen und Feldern machten die Gefährlichkeit der Bombennächte und die täglichen Nachrichten über das sinnlose Sterben zahlloser Opfer zumindest für uns Kinder zeitweilig vergessen. – Nur meine Großeltern vermisste ich in den Zeiten bei Tante Marla.

Letzte Nacht war kurz. Bis eine Stunde vor Mitternacht hatte ich die sogenannten Christbäume am Himmel aus dem Kinderschlafzimmerfenster stehen sehen, die die Ziele für die Bombardierungen markierten. „Alarm, die Sirenen heulen wieder“, rief Tante Marla. Als dann gegen Mitternacht die Flieger über das Dorf kamen wurde ich aus dem Bett geholt, zuerst gingen wir in den Keller, dann standen wir noch einige Zeit auf dem Plateau der Freitreppe, um am Himmel den Kurs der Bomber zu beobachten. Ihre Flugrichtung ging in großen Verbänden nach Halle, Leuna und Bitterfeld. Betriebe der IG Farben waren wegen ihrer kriegswichtigen Produktion erwählte Ziele der anglo-amerikanischen Luftangriffe, hieß es. Während der Angriffe in den Nächten hatte jegliche Beleuchtung von Häusern, Straßen und Plätzen zu unterbleiben.

Der sonnige Frühlingsmorgen entschädigte für die schlaflose Nacht. In den Erlenwiesen hinter dem Haus pflückten wir Kinder beim Versteckspiel Margeritensträuße für unsere Mütter. „Eins, zwei, drei, vier Eckstein, alles muss versteckt sein, ich komme!“, so rief ich und suchte

dann nach den versteckten Spielkameraden in dem hochgewachsenen Rasen, hinter Büschen und Bäumen. Wer zuerst gefunden wurde, war als nächster an der Reihe zu suchen. Auf dem Weg zwischen Wald und Wiese hatten wir bald einen Blindgänger liegen sehen und deshalb unser morgendliches Spiel unterbrochen, das Ding konnte noch scharf sein und explodieren.

Peter holte sein selbst gebautes Fischefeil und sein Katapult, welches er aus einer Astgabel gefertigt hatte. Er zeigte uns, wie so ein „Katscher“, wie er es nannte, gebaut wurde. Bald hatten wir jeder eins.

Unsere Kinderbande, das waren Peter Schmidt, der Älteste, ich, der Jörg Weise, Irene Mann, das einzige Mädchen, mein Cousin Gunter Lünemann und Fred Kütze, alle stammten von dem Anwesen meiner Tante oder wohnten in einem der Seitengebäude. Und kein Kind gehörte zu einer Bauernfamilie. Wir waren nahezu alle Abkömmlinge des städtischen Bürgertums und mussten vor den besser genährten Bauernkindern auf der Hut sein. Nur mit Diplomatie konnten wir Unfrieden mit den Dorfkindern entgehen. Das hatte oftmals etwas gutes, wenn Feindseligkeiten ausblieben oder gar unter den kräftigen Bauernsöhnen, Freunde zu gewinnen waren. Peter, als der älteste und stärkste unter uns hatte so manchem Bauernsöhnchen Respekt beigebracht, bei ihm war aber immer Gewalt im Spiel, nicht freundschaftliche Annäherung. Mit Pfeil und Bogen schoss er gleich mal an den Kopf eines Kindes oder mit dem Katapult zwischen die Beine, wenn es Streit gab. Hatte er schmerzhaft getroffen, grinste er über das ganze Antlitz. Auch in unserer kleinen Gruppe versuchte er mit Gewalt und Hinterlist, die Oberhand zu behalten. An einem sonnigen Herbstnachmittag knackten wir die ersten Nüsse unter dem Walnussbaum, aber sie waren noch nicht genügend abgelagert und getrocknet. Peter saß am Fenster und rief: „Lasst mir ja etwas übrig, sonst muss ich euch einen Schuss versetzen, den ihr nicht vergesst!“ Irene rief, „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst, du sitzt faul am Fenster und nimmst schon wieder den Mund so voll, du alter Stänker!“ Da nahm er, blutrot angelaufen seine Visage, sein Fischefeil und schoss einige Pfeile in unsere Mitte. Meinen Gunti hatte

es an der Stirn erwischt und er blutete stark. Die Schreie meines Cousins waren nicht zu überhören, Tante Marla und meine Mutter Luise waren deshalb schnell zur Stelle, brachten einen Verband und wickelten die Mullbinde um Gunters Stirn, seine letzten Tränen waren schnell getrocknet. Alle schimpften mit dem großen Peter, aber wir brauchten ihn, um uns den Bauernkindern gegenüber durchzusetzen. Uns sollte er mit solchen Wutausbrüchen aber verschonen. „Du riesengroßes Rindvieh“, wettete Gunter. Peters Mutter Erna Schmidt hatte mitbekommen, dass ihr Sohn die Misere veranlasst hat. Tante Marla sagte zur ‚Schmidten‘, „so geht es nicht, sie müssen schon ihren Jungen beibringen, dass er sich mit den Kindern verträgt, schließlich ist das nicht der erste Vorfall.“

„Ja, ich habe ihm das schon oft gesagt, manchmal ist er wie ein Ochse, stur und widerspenstig“, und an ihn gewandt, „ich werde all deinen Bastelkram in den Ofen schmeißen! – Er wollte immer ein harter Kämpfer werden, hart wie Kruppstahl. Aber die harten Kerle, Kämpfer unserer Wehrmacht im Feld konnten auch nicht verhindern, dass nun der Krieg vor der Haustür stattfindet! Frau Lünemann, haben sie es schon bemerkt, dass gestern beim nächtlichen Luftangriff, ein Flieger den Schornstein ihres Hauses erwischt hat. die Esse ist halb weggerissen, sicher ist auch das Dach in Mitleidenschaft gezogen worden!“

Alle besichtigten nun den Schaden von unten. „Seht mal“, sagte ich, „da liegen ganz schöne Bruchstücke auf dem Ziegeldach und ein Loch hat es auch!“ Und Freddy meinte: „Da muss aber der Flieger auch nicht ungeschoren davon gekommen sein!“

Meine Mutter sehr erregt zu ihrer Schwester: „Wenn es regnet, kann es großen Schaden am Haus anrichten, falls das Dach nicht bald repariert wird, wer kann jetzt schon so was in Ordnung bringen, wo die meisten Männer an der Front sind!? – Das kann dauern.“ Sie ging mit Tante zurück ins Haus, mittlerweile hatte sich nun auch der Peter auf dem Hof eingefunden und sich bei Gunter entschuldigt: „Ich habe keinen treffen wollen, aber ihr habt ja mich erst provoziert.“

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

„Schon gut“, gab Gunter kurz zurück. „Sehen wir doch mal über die Straße auf Bauer Bluetners Feld, ob er nach der Ernte ein paar Kartoffeln uns übrig ließ, dann könnten wir in einem Feuerchen welche schmoren. Vielleicht hat auch der Flieger etwas auf seinem Feld beim Überflug verloren!?“

Bald hatten wir einige Hände voll kleiner Kartoffeln gefunden und mit getrockneten Kartoffelkräutern ein Feuer zum Rösten angezündet, uns darum gehockt; das war so richtig gemütlich und nach unserem Geschmack in der Dämmerstunde. Mit einem Stöckchen wandten Irene und Fred die Erdäpfel im Feuer. „Hoffentlich gibt’s bald was zu beißen“, murmelte Peter, „mein Magen knurrt schon in freudiger Erwartung.“

„Du musst warten bis sie gar sind, hast ja dir heute ohnehin nicht gerade viel verdient!“, warf Irene ein.

Peter stand auf und spazierte in immer größerem Kreis um unsere Runde mit dem Knäckerchen. Plötzlich schrie er herzerreißend auf, er zeigte auf den Boden vor ihm, sein Gesicht fahl und blass wie ein Leichentuch. Da lag der Pilot! Abgestürzt, und der Tommy, wie wir die Briten nannten, in der Fahrerkabine im eignen Blut in seiner khakifarbenen Uniform. Wie aus einer Kehle schrien wir: „Hilfe, ein Toter!“ Fred rief: „Wir müssen hier weg, da kommt Richard Bluetner mit seinem Schäferhund, der Großbauer und Geizhals, er hat unser Kartoffelfeuer schon mitbekommen.“ Peter trat das Feuer aus, nahm die gerösteten Kartoffeln in die Hosentasche, so heiß, wie sie waren und rannte davon.

Auch wir stoben auseinander. Jemand brüllte lauter wie der schimpfende Bauer: „Sieh mal Bluetner, eine Leiche auf deinem Feld, du warst ja nicht an der Front Alter, hat dein Hund den Tommy todegebissen?“

Am Haus angekommen, war uns der zornige Bauer dicht auf den Fersen. Rasch waren wir in unseren Häusern verschwunden.

Der Brite war der erste Tote, den ich in meinem Leben begegnet bin. Noch heute zeigt sich sein grauslicher Anblick in meinen schlechten Träumen. **Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!**

Im Hause war der durch Absturz ums Leben gekommene Pilot noch lange Gesprächsthema nicht nur unter uns Kindern. Krieg und Durchhalteparolen, wie u. a.: „Kampf bis zum Endsieg!“, waren immer verhasster. Nur nicht jedem gegenüber durfte diese Meinung kundgetan werden. Tags danach war das Feld weiträumig an der Absturzstelle abgesperrt. Es dauerte, bis das Feld wieder „freigegeben“ werden konnte, eine Nachlese von Bluetners Kartoffeln war nun zu spät und ausgeschlossen.

Onkel Hein hat eine Feldpost gesandt. Er komme in vier Wochen auf einige Tage Urlaub nach Hause. Tante Marla freute sich sehr und küsste und herzte meinen Cousin. „Papa kommt bald“, konstatierte sie immer wieder. „Die paar Tage werden wir aber genießen! Da müssen wir es noch ein bisschen ‚aufhübschen‘ unser häusliches Nest, das Schlafgemach wird renoviert! Luise, du fährst bitte einmal zu Vater nach Leipzig und bringst aus seiner Farbdrogerie vier Kilo Schlämmkreide und etwas Leim sowie Malerbürsten mit.“

„Darf ich mit zu Oma und Opa fahren, sie freuen sich bestimmt sehr“, wollte ich von Mutter wissen. „Natürlich, Jungchen, ohne dich Goldknaben kann ich Oma und Opa nicht unter die Augen kommen, aber länger als zwei Tage können wir nicht bleiben. Wenn Onkel Hein zu Besuch kommt, sind wir hier sowieso überflüssig und gehen dann etwas länger zurück nach Leipzig.“ Marla sagte darauf: „Na, wir werden sehen, Hein möchte sicher für ein oder zwei Tage Gunter und Jörg hier gemeinsam haben, vielleicht am Anfang und am Ende seines Urlaubs.“

Am Freitag sollte es nach Leipzig gehen, denn am Wochenende hatten die Großeltern mehr Zeit für die Familie. Sonntags hat ja die Drogerie geschlossen. Aber mit den Zugverbindungen nach dem Hauptbahnhof war es jetzt schlecht bestellt, zu gefährlich wegen eventuellen Bombenwürfen auf die Strecke, denn die Lage hatte sich zugespitzt. Wir konnten auch mit einem Bus von Rückmarsdorf – Sandberg zum Leipziger Hauptbahnhof fahren. Der Fußweg war nicht länger, mit der Pünktlichkeit des Busses war es aber fraglich, fiel er ganz aus, mussten wir in diesem Fall per Fuß bis zur Straßenbahnlinie 18 noch eine halbe

~~Dieses Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt~~

Stunde nach Böhlitz-Ehrenberg laufen, um dort in die Bahn einzusteigen. In der Innenstadt umsteigen war problematisch, der Schwarzmarkt quoll im Zentrum über vor Menschen, sie tauschten, kauften oder verkauften Waren jeglicher Art, immer wieder unterbrochen von Polizeirazzien. Es war der Markt genug von Dieben und Halunken durchsetzt, die meisten aber trieb es aus großer Not dahin!

Mein Cousin Gunter wäre gern mit zu Oma und Opa gefahren, das war aber „ein nicht zu verantwortender Aufwand“, wie Mutter und Tante übereinstimmend feststellten. Wenn ihr wieder hier seid, backen wir für die Kinder einen Kuchen, tröstete Tante Marla ihren Sohn und spornte uns an, unsere Reise zügig und erfolgreich zu absolvieren. „Luise, grüße Vater und Mutter von uns ganz lieb! Hoffentlich hat Vater noch soviel Leim und Schlämmkreide für die Renovierung. Also gute Fahrt!“

Mit Mutter ging ich vorüber an den Wiesen und Feldern, durch eine Senke, die Bruch genannt wurde, überquerten einen kleinen Bach, den Zschampert, waren nun in Rückmarsdorf am Fuße des Wachbergs mit seinem weithin sichtbaren Wasserturm. Es war ein wunderschöner warmer Sonnentag nach Frühlingsanfang, ich rannte am Wegesrand öfter weg und sammelte für Oma Tausendschönchen, Butter- und Glockenblumen. Mutter wurde schon ungeduldig und mahnte: „Wir werden noch den Bus verpassen!“

Nun waren wir an der Bushaltestelle angelangt, vom Bus konnten wir gerade noch die Rücklichter erkennen, er war pünktlich abgefahren. „Jetzt müssen wir drei Kilometer marschieren, bis wir an der Straßenbahn sind, das hat nun die Bummelei beim Blumensammeln eingebracht. Wir werden viel später zu Hause sein, und Oma und Opa werden denken, uns ist etwas zugestoßen!“

Ja, in diesen Kriegszeiten gab es immer wieder Überfälle auf offener Straße, selbst Luftangriffe waren nicht mehr auszuschließen. Und schließlich hatten wir auch etwas Rübensirup und Eier bei dem Dorfbauer Rietzschold erstanden und in unserem Gepäck. Unterwegs kontrollierte Mutter mit besorgtem Rundumblick, ob uns niemand zu nahe

kam. Endlich hatten wir die Kanalbrücke bei Gundorf passiert. Nun war es nicht mehr weit bis zur Endstation der 18.

„Gott sei Dank“, sagte Mutter, „es steht ja schon eine Bimmel bereit! – In der Stadtmitte müssen wir noch mal ein Stück vom Königsplatz bis zum Augustusplatz laufen, um nach Stötteritz weiterfahren zu können!“ Wir setzten uns in die Bahn, die sich mehr und mehr füllte. „Abfahrt!“, rief der Fahrer. Die Schaffnerin betrat den Fahrgastraum, um zu kassieren, 10 Pfennige Zuschlag bis zur Stadtgrenze und wer in die Stadt will noch 20 Pfennige dazu, Kinder die Hälfte. Mutter nahm für 2 Reichsmark eine Mehrfahrtenkarte, die Schaffnerin entwertete mit einer Knipszange die angetretene Fahrt. „Bitteschön, ihr Billet“, sagte sie freundlich. „Wo steigen sie aus?“ Mutter antwortete: „Königsplatz, am Panoramacafé!“ Dort angekommen stellten wir fest, das Panorama-Café war nur noch eine Ruine und auch die Nebengebäude hatte es erwischt; wir liefen eiligst zum Augustusplatz.

Am Augustusplatz hatten die Bomben rundum fast alles in Trümmer gelegt, wir hatten wohl auf dem Dorf davon gehört, so gespenstig hat sich es jedoch niemand vorstellen können: Opernhaus, Bildermuseum, das Auditorium-Maximum der Universität und Café Francais (Felsche) – alles dem Erdboden gleichgemacht, ausgebrannt, weggebombt. „Sind da auch noch Tode unter den Steinhäufen, Mutti“, wollte ich wissen. „Nein, nein“, gab sie klein bei. „Es ist traurig, dass es soweit gekommen ist!“

Auf dem Platz vor den Ruinen hatten sich hunderte Leute zusammengerottet, Flüchtlinge aus Ostpreußen, Schlesien, aus dem Banat, Heimische – alle mit Säcken, Leiterwagen, Rollfixen oder mit einem Fahrrad und jeder wollte etwas tauschen oder kaufen, manche auch stehlen. Einer rief: „Wer will einen Zentner Briketts, ich brauche zwei Stück Butter, ein paar Eier und etwas Milch!“ Mutter meinte im schnellen Vorübergehen: „Die Briketts sind garantiert letzte Nacht von einem Güterzug geklaut, aber wer ausgebombt oder vertrieben ist und nichts mehr hat, der wird resolut und erfinderisch, wenn er erwischt wird geht er ein paar Tage in den Bau. Der Krieg wird bald zu Ende sein, die

Amis und Tommys sind nicht mehr weit, die Russen schon an der Oder. Und Winter wird auch wieder mal kommen, wohl dem, der dann noch ein Dach überm Kopf und was zum Heizen und zum Beißen hat!“

Nahezu drei Stunden waren wir schon unterwegs, ich sehnte mich nach etwas zu essen und die Müdigkeit machte sich auch bemerkbar. Mutter war froh, dass wir es durch die Menschenmenge des Schwarzmarktes ohne Komplikationen geschafft haben und nun wieder in der Bahn nach Stötteritz saßen. In der Dresdener Straße an dem Regina-Filmtheater stieg eine Frau zu und setzte sich uns gegenüber. Seltsam sah sie aus, ich beobachtete sie, sie trug eine Kappe in einem Dunkelblau, daran, vor dem Gesicht ein schwarzes Netz mit eingearbeiteten kleinen Knötchen, sodass ihr Gesicht kaum zu erkennen war, die Augen im blauschwarzen Schatten verdeckt, nur die Lippen tiefrot, wie reife Kirschen bemalt. Ihre Beine in Netzstrümpfe gehüllt hatte sie beim Platznehmen übereinandergeschlagen. In Kriegszeiten hatte ich sowas noch nie gesehen und auch nicht gekannt, ich war unangenehm berührt von dem Anblick und ihrer Wortlosigkeit. Kein Gruß, sie schien uns gar nicht wahrzunehmen! Das provozierte meine naive kindliche Fantasie und ich plapperte frei heraus: „Mutti, ist die Frau da in den Farbkasten gefallen?“

„Was erlaubst du Bengel dir“, und sie schlug mir gleich heftig auf den Mund. An die Dame gerichtet sagte sie, „er ist noch zu klein, entschuldigen sie!“ –Sie aber würdigte uns mit keinem Blick und schaute abgewandt aus dem Fenster des Waggons. Ich war verduzt und vergoss ein paar Tränen, aber nun waren wir zu Hause angekommen, in Erwartung des Wiedersehens von Oma und Opa war die Aufregung um die Dame in der Bahn bald vergessen. Ich erinnere mich nur noch, wie Mutter Oma davon erzählte. „Na, die hat sich so zurechtgemacht, um die Beine breit zu machen und um für ihre Liebesdienste auch etwas zwischen die Zähne zu bekommen. In den Zeiten, wo in den Küchen ‚Schmalhans‘ angesagt ist, werden solche jungen Dinger erfinderisch!“

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Ich verstand gar nichts mehr, denn sie hatte ja die Beine übereinander geschlagen!

Der Empfang war bei Oma und Opa sehr freudig, schließlich hatten wir uns einige Wochen nicht gesehen. Ostern stand vor der Tür und Oma hat die Eier, die Mutter mitgebracht hatte zur Hälfte für den ‚Osterhasen‘ mit Zwiebelschalen gefärbt. Opa hat noch ein Päckchen Brauns Ostereierfarbe in der Drogerie gefunden, sodass es für Ostern wunderschön bunte Eier gab. Farben haben mich schon immer erfreut und mein Gemüt aufgemuntert. Manchmal durfte ich sogar etwas Pulverfarben aus der Drogerie nehmen, mit Wasser und Leim mischen und auf große Papierbögen damit Bilder malen.

Zum Abendbrot gab es Saubohnensuppe und falschen Brathering, das war ein Leibgericht. Der Brathering wurde aus aufgeweichten Brötchen und Kartoffelbrei zu Frikadellen geformt, in etwas Fett gebraten und danach vierundzwanzig Stunden in eine Essig-Senf-Marinade mit der Beigabe von Zwiebelringen eingelegt. Ein zeitgemäßes außergewöhnlich kreatives Kochrezept!

Bald war aber die Wiedersehensfreude durch das Heulen der Sirene auf dem Haus der Großeltern getrübt. Die „Goebbelsschnauze“, wie der Volksempfänger genannt wurde, verkündete: „Starke anglo-amerikanische Bomberverbände nehmen Kurs auf Westsachsen“!

Opa sagte: „Schnell, wir müssen in den Keller, die Angriffe sind schon ganz nah, die Amis haben schon die Rote Schule weggebombt und das Völkerschlachtdenkmal mit der Artillerie beschossen. Da drin sind SS-Gruppen zur Verteidigung verschanzt; wenn das Denkmal fällt, wird wohl durch den gewaltigen Druck nicht nur ganz Stötteritz in Schutt und Asche liegen! Hoffen wir, dass alles gut ausgeht!“

Diese Nacht hatte wirklich unmittelbare Todesangst ausgelöst, das riesige 16-Partenmietshaus hatte mehrfach vibriert und man hörte, wie in der Nähe es krachte, als sackten Gebäude in sich zusammen. Im Luftschutzraum des Kellers flackerte das Licht der Kerzen und als der Alarm vorüber war gingen wir mit den Mitbewohnern des Hauses nach draußen, um nach Schäden zu sehen. Schaufensterscheiben der Droge-

rie waren geborsten, einige Scheiben der Wohnungen gerissen, der Dachstuhl der Marienkirche brannte. Keine fünfzig Meter vom Haus weg, in der Parallelstraße war ein Haus nur noch eine Ruine und hier waren auch Tote zu beklagen, direkt gegenüber brannte eine Krupp-Niederlassung lichterloh.

Opa meinte am nächsten Morgen: „Ihr seht, wie gefährlich es hier ist, Ostern müsst ihr wieder bei Marla sein, das ist besser, wer weiß schon, wie das hier noch wird. Es ist ja unerträglich, hoffentlich wird das Chaos bald zu Ende sein. Mein Goldjunge, komm mal mit in den Laden!“ Er nahm mich an der Hand und führte mich zu seinem Schreibtisch. Darauf stand das Telefon. Er rief kurz Tante Marla an, erzählte von der letzten Bombennacht und sagte ihr, er mache das gewünschte Farbmaterial fertig. „Brauchst du noch etwas weiße Lackfarbe für Fenster und Türen, dann gebe ich es Luise mit, so sie es tragen kann! – Also, alles Gute, passe auf dich auf!“ Nun war Opa beruhigt und gab mir aus der Schublade seines Pultes von den Resten seiner aufgesparten Hansa-Schokolade eine Riefe mit der Bemerkung: „Mein Goldkind, wir müssen die Reserven schön einteilen, wer weiß schon, wann es mal wieder Schokolade gibt!“

„Natürlich Opi, ich bin nicht verfressen und freue mich immer, wenn du so lieb zu mir bist. Ich denke immer an euch, wenn ich mit Mutti bei Tante Marla bin. Vielleicht kommen wir ja bald zurück und der Krieg ist zu Ende. Oma hat auch mal gesagt, die Hetze gegen andere Völker und Untermenschen ist unmenschlich, jetzt schlägt es auf uns zurück!“

„Du Naseweis! Sowas sagt Oma? Ich kann mich mit den Bolschewisten jedenfalls nicht anfreunden und hoffe immer noch auf Umkehr und Sieg! Ich wundere mich über die Amerikaner, dass die mit den Russen gegen uns stehen.“ Von Opas Meinung war ich nicht überzeugt, ich traute mich aber nicht zu widersprechen. Omas Ansichten waren für mich einleuchtender.

Das Wochenende war rasch vorüber. Wieder ging es über Land nach Frankenheim, diesmal probierten wir es vom Hauptbahnhof mit dem Zug nach Miltitz, die Westhalle und große Teile der Gleisanlagen des

bis dahin größten Sackbahnhofs Europas waren nur noch Ruine. Aber wir hatten Glück, wir konnten mit der Bahn fahren, waren mit kleiner Verspätung bald in Miltitz. Und weiter blieb uns das Glück beschieden, wir mussten nicht laufen, denn Mutter hatte viel zu schleppen. Bauer Emil Rietzschold erkannte uns und lies seinen Pferdewagen halten: „Junge Frau, steigen sie mit ihrem Jungen auf den Kutschbock, ich nehme sie mit nach Frankenheim, da müssen sie nicht mehr so schwer tragen. Schöne Frauen kutschiere ich gern einmal durch die Prärie!“ Mutter bedankte sich und wir waren froh, schnell zu Tante Marla zu kommen.

Der Großbauer, Emil Rietzschold, hatte drei Kinder und besaß, bestellte oder bearbeitete etwa dreißig Hektar Land. Besonders in der Erntezeit brauchte er Hilfen, Knechte und Mägde. „Bevor wir in diesem Jahr das erste Heu von den Wiesen mähen und holen, können sie gern mal mit dem Knaben sich ein paar Wiesenchampignons sammeln. Das hilft in diesen Zeiten auch die Mäuler zu stopfen. Gegenüber der Schule gehen sie links die Straße, bei Morenzens vorbei, dann gehen sie rechts und wieder links, da ist es gleich die zweite große Wiese. Und wenn sie mal etwas zu vertauschen haben, z. Bsp.: Speise- oder Kaffeervices, Silberbestecks oder Teppiche nehme ich ihnen gern ab. Da können sie von mir Sirup, Eier, Kartoffeln, Butter, Brot und Wellfleisch bekommen. Aber die Pilze holt sonst immer das Wattel von Stannebeins, unser Hilfsknecht, von der Wiese. Sollte er protestieren, falls sie ihn treffen, sagen sie ihm, dass ich es ihnen ausdrücklich erlaubt habe. Das Wattel läuft ohnehin nicht ganz rund, muss ihn ständig kontrollieren, wenn er arbeitet, damit er keinen Unfug macht oder sich faul hinlegt und auf dem Heuboden der Scheune schläft!“

Mutter bedankte sich für das Angebot mit dem Einwand: „Mit Schwamme kenne ich mich nicht gut aus, aber vielleicht wissen die Kinder besser Bescheid! Jedenfalls werde ich mich schon bei ihnen melden, ich habe eine Idee, will aber erst mit meiner Schwester darüber reden. Vielen Dank auch fürs Mitnehmen, nun sind wir ja da, mein

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Schwager kommt bald auf Urlaub von der Front, wir wollen ein bisschen renovieren. – Mein Mann ist längst gefallen.“

„Brru!“, der Bauer ließ die Pferde halten, uns absteigen. „Grüßen sie ihre Schwester und einen guten Tag noch!“

„Hüh!“ Sein Fuhrwerk lenkte er geradeaus die Dorfstraße hoch zu seinem Dreiseitenhof.

Tante hatte uns schon erwartet. Auch der kleine Gunter freute sich, dass wir wieder da sind. Es war eine herzliche Begrüßung. „Gleich Morgen werden wir das Schlafzimmer tünchen und dann backen wir auch den versprochenen Osterkuchen“, ließ Tante Marla wissen.

Das Schlafzimmer war nach zwei Tagen frisch gemalert. Alles in Blütenweiß! Mir fehlte wohl etwas Farbe und ich glaubte, auch Onkel Hein wäre das Weiß zu eintönig. Ich besah mir die Wände und fand am Schlafzimmerspiegel einen Lippenstift von Tante, nun begann ich mit Freude die Wände rundherum mit roten Wellenlinien zu bemalen. Leider fand mein erstes künstlerisches Engagement keinen Beifall sondern einige gehörige Ohrfeigen! Anschließend wurde ich zur Strafe mit dicken Tränen in den dunklen Keller gesperrt, „da kannst du über deinen Blödsinn nachdenken, bist du schwarz wirst“, geiferte die Tante. Auch Mutter war außer sich! Ich konnte es nicht begreifen! „Eventuell bekomme ich es mit Terpentin hin, Marla, das nimmt das Fett der Farbe weg, dann tünche ich noch mal drüber!“

„Eine schöne Schweinerei“, so die Tante, „na, hoffentlich klappt das!“ Zu mir gewandt, „du Ausbund gehst jetzt ins schwarze Loch, ist wie Knast, aber ohne Wasser und Brot!“

Die kommenden Tage vor Ostern waren für Mutter und Tante mit Heimarbeit ausgefüllt. Da es verregnete Tage waren konnten wir Kinder vorerst nicht vors Haus. Tante Marla wollte nun den Osterkuchen backen während Mutter das Schlafzimmer restaurierte. Wir sollten derweil in der Stube spielen und wurden ermahnt: „Dass ihr euch nicht zankt, spielt schön miteinander! Wer nicht folgt, bekommt die Ohren abgeschnitten!“

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Mein Cousin riss immer wieder ein, was ich mit den Bausteinen errichtet hatte. „Gunter, lass das, du weißt, du bekommst sonst deine Ohren abgeschnitten, das ist mein vollster Ernst!“ Er aber lachte frech, „du kannst ja gar nicht richtig bauen, jetzt ist Krieg, da wird von mir alles weg gebombt, so ist das.“

Da ging ich ins Nähkästchen von Tante, holte die große Schneiderschere heraus, zeigte sie Gunter und sagte: „So, jetzt wollen wir mal sehen, wer den Krieg gewinnt, die Ohren werde ich dir abschneiden!“

Der Schlingel rannte um den großen runden Stubentisch unter dem wir bislang saßen und unter dem wir nicht zu Einvernehmen gefunden hatten. Ich rannte hinterher und versuchte ihn mit der Schere in die Ohrfläppchen zu schneiden. Ich hatte ihn mehrmals erwischt und er blutete an den Ohren. Sein Gezeter war nicht zu überhören, Tante und Mutti betraten die Stube und waren entsetzt über meine Justiz am geliebten Gunti. „Was hast du dir denn dabei wieder gedacht, darf man denn einem anderen so brutal wehtun? – Warst wohl letztens nicht lange genug im Rattenkeller!“ Ich gab zur Antwort: „Er hat mich nicht Spielen lassen und auch nicht mitgespielt, sondern mir immer alles wieder zerstört. Ihr habt selbst gesagt, wer nicht hört, bekommt die Ohren abgeschnitten!“

„Das ist doch nicht wörtlich gemeint, Jörg, sonst hättest du doch schon lange keine Löffel mehr! Aber schlechtes Benehmen und für solche Bösartigkeit, muss Strafe sein. Solltest du noch mal sowas als Spiel verstehen, fährst du für immer nach Hause, dann will ich dich hier nie mehr sehen!“

Mutti hatte inzwischen Heftpflaster geholt und Gunters blutende Ohrfläppchen versorgt. Ich entschuldigte mich bei meinem Cousin und wir gaben uns wieder die Hand. Die kleine Blutrache an Gunter blieb mir aber für immer unvergessen, zumal der Osterkuchen im Herd durch mein Verschulden nun fast etwas angebrannt war. Am Folgetag war warmer Sonnenschein. Mutter meinte zu Tante, „höre Marla, der Bauer Rietzschold hat mir gestattet, auf seiner Wiese hinterm Dorf, Feld- und Wiesenchampignons zu ernten, der alte Fuchs, mit den

Augen hat er mich fast verschlungen und er hofft, dass wir ihm etwas zum Tausch anbieten. Dafür können wir verschiedene Produkte von seinem Hof bekommen. Ich werde ihm vorschlagen, er bekommt von mir ein Kaffeeservice von der Marke Rosenthal/Selb-Bavaria. Da ich bei ihm Chancen habe, hole ich soviel wie möglich raus. Ich muss natürlich erst nach Ostern das Service von Leipzig holen, aber vielleicht gibt er schon vorher ein Huhn und etwas Butter!“

„Ja, versuch’ dein Glück, aber lass dich von seiner Alten nicht erwischen, die kann vor Eifersucht die Sache vermasseln!“

Mutter hatte sich mir zugewandt, „du nimmst den Korb für die Pilze, hoffentlich treffen wir nicht auf die Stannebeins. Der kleine der Brüder mag ja ganz normal sein, aber den die alte Frieda Stannebein mit in die Ehe gebracht hat, der lange Lulatsch ist ja etwas des Geistes gestört! Na, zuerst gehen wir nach den Pilzen sehen, wenn wir den Korb voll haben, gehen wir erst nach Hause die Ernte abliefern, danach zum Bauer! Er muss nicht sehen, wie viel wir gefunden haben!“

„Ja, Mutti ich freue mich auf das Sammeln der Champis auf der Wiese, nimm aber etwas Wasser oder Tee zum Trinken mit, bei der Wärme werden wir Durst bekommen!“

Meine Mutter nahm mich an der Hand. „Na, komm Söhnchen, jetzt werden wir sehen, wie wir unseren Küchenzettel etwas bereichern können. So ein Wetterchen, das wird richtig Spaß machen!“ Und zu ihrer Schwester, „wirst ja sehen, wann wir wieder hier sind! Auf geht’s!“

Wir gingen nicht die Dorfstraße hoch, sondern an Tante Marlas Haus links den Erlenweg hinunter, dann rechts einen Hohlweg, der hinter dem Ort entlang führte und fast punktgenau auf die von Emil Rietzschold beschriebene Wiese führte. Vor der Wiese standen ein paar Obstbäume, unter diese setzten wir uns. Wir hatten bemerkt, das Wattel war schon da, obwohl es noch früh am Morgen war. Das Wattel, sein eigentlicher Rufname war Axel, war allen im Dorf nur mit Spitznamen bekannt. – Er kam auf uns zu, eine Gestalt, wie eine Bohnenstange, bestimmt 1,95 Meter seine Größe. Das Gesicht schmal, eingefallene faltige Wangen, eine zerfurchte Stirn, dunkelgrüne kleine Augen. Seine

Beine lang aber drahtig, trat er mit großen Schritten an uns heran. „HÄ, hä, was wollns, he, hier hams nuscht zum suchn, wissns, däs is briwad, hörns! Gehnse lieber wesch, eh mor uns ins Gehesche gomm!“ Mutter entgegnete ihm: „Auf Emil Rietzscholds Wiese habe ich ausdrücklich das Recht vom Bauer erhalten, Pilze zu sammeln, wie Sie auch, Wattel!“ Das Wattel war schockiert, traute sich jedoch nicht zu widersprechen, zumal er uns noch nie im Dorf wahrgenommen hatte. „Passens awer off, dass geene Giftschen nehmen, am Ende des Flurstücks da hammer nehmlisch e paar unnern Fichteln!“ Und ich sagte darauf zu ihm, „danke, Herr Wattel, aber mir wollen uns doch nicht vergiften!“

„Wermer sehn, geht schneller, wie de dengst Glehner, ma sehn, ob mor was finden tun, hä, hä, ins Gehesche därf mer uns aber nisch gomm, damit das glar is! Da gansch ihn och e paar Giftsche indn Gorb schmuggln!“

„Machen sie nur ihre Pilzaugen gut auf, ich schlage ihnen vor, sie gehen die linke Seite der Wiese bis zur Mitte ab und wir von der Mitte bis zur rechten Außenkante des Rasens. Wir müssen nun beginnen, denn wir wollen dann noch zu Rietzscholds. habe gehört, sie helfen manche Tage auf deren Hof?“

„Ja, ja, schon gut, bin ja einverstandn, hä, ha, so gömmers machn“, meinte das Wattel.

Mutter gab mir noch einen Schluck Tee aus der Feldflasche. Dann gingen wir hoch hinauf auf den Wiesenhügel und begannen systematisch die Wiese herunter nach Champignons abzusuchen. Wir hatten Glück, etwa alle fünf Meter höchstens auseinander standen mehrere junge Pilze zusammen; wer sie zuerst entdeckt hatte, gab dann immer einen freudigen Aufschrei von sich: „Hier, wieder welche...!“ Der Korb war nun gut gefüllt und es war fast Mittag. Wattel riefen wir zu: „Sind fertig, gehen jetzt!“

Er fuchtelte mit seinen langen Armen. „Wartens, lassens ma sehn, wasse so mitnehm.“ Mit großen ausladenden Schritten kam er eilig über die Wiese, einen großen und einen kleinen Korb voller Champignons.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

„Hä, da hammse allerhand, hä! Ich habe och e paar junge Bofiste mitgenomm, hä!“

„Sie haben ja auch zwei Körbel!“ stellte Mutter fest. „Da haben sie allerhand gefunden, und ich dachte schon wir hätten viel!“

„Frauchen, ich hab noch e Stiefbruder, der Faulpelz hat genug zu essen, hat alles beim Tod der Mutter Stannebein geerbt, eschändlich dürftsch for dän nischt mitnahm, will ma nisch so sin, krischt den glen Gorb, fast alles Bofiste. Der alte Stänker liescht in halm Tach im Nest. Ich muss unern Dache off ner Matratze schnarchn. Is Blumsklo offn Hof. Un am Tach gansch och gaum ma in Mutters Küche was zubereiten, der Stänker, hä, hä, lässt mich nisch rein. Bringsch awer e paar Pilze mit, gansch die in der Küche bradn!“

„Das ist ja traurig, da müssen sie mal mit ihrem Bruder drüber reden, es war ja schließlich auch ihre Mutter!“ Und ich warf ein: „Bei uns wird immer alles gerecht geteilt, nur mein Cousin stiehlt gern mal ein paar Bonbons von mir, freut sich, wenn er mich mal so wieder überlistet hat.“

„Ich wär den Kräbl schon och ma überdöbln, wenn er mir weidor is Lehbn schwär macht. Ich wär se sicher noch paar ma treffn, hie, hä, se hörn wenschens zu, wenn mor mit ihn redn tut! Tschau, e schenes Ostern och! Ich mach misch off de Soggen, muss noch den alten Rietzschold e paar Eier aussn Kreitze leiern, der Knauser!“

„Wir müssen auch zu Hause zum Mittagessen bei meiner Schwester sein, heute gibt's Brennesselspinatsuppe. Die Nesseln haben wir gestern in den Ellern gesammelt. Heute Abend geh ich auch noch bei Rietzscholds vorbei, sie können dem Bauer ausrichten, früher wird es nicht. Also, Ade!“

Er ging mit seinen langen dünnen Beinen die in zu großen Gummistiefeln steckten eilig davon. Auch wir gingen jetzt durch das Dorf, vorbei an der großen, sehr alten Dorfeiche vor dem Spritzenhaus des Feuerwehrdepots in der Mitte von Frankenheim. Meist waren ja zu dieser Zeit die Spritzenhäuser in den Orten der Dorfknast. Aber hier war der Katzer weiter vorn im Ort, nicht weit von Tante Marlas Haus. Der

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

Gemeindediener war mit der Polizei- und Justizgewalt ausgestattet und sperrte bei Rechtsvergehen die Schuldigen in den Kerker, der vier mal vier Meter maß. Der Dorfpolizist von Rückmarsdorf gab erforderliche Unterstützung. Der Katzer befand sich bei Mellers Milchladen. Dort gab es die Milch rationiert auf Stempelkarte. Ich hatte vom Kerker gehört. Als wir jetzt da vorüber gingen, sagte ich, „Mutti, wenn ich hier Milch hole, sagt Frau Meller immer zu mir, „Du kleiner Wildfang, soll ich dich auch mal in den Katzer sperren?!“

„Woher kennt sie deinen Unfug, den du anstellst so genau, hat sich wohl schon rumgesprochen!“

II

Das Wattel hat seine vollen Körbe ins Haus gebracht. Der kleine Bruder Olaf hatte ihn schon an der Tür bemerkt. „Wo kommst du jetzt erst wieder her? – Rietzschold hat dich schon gesucht, er war hier, er braucht dich, du sollst den Gülletankwagen füllen und dich sofort melden!“

„Na, hä, nur langsam, der Alte gibt mor immer de scheensten Arbeiten, wo keen andrer ran will; ich war in de Schwamme, wenn du mich in de Küche lässt, bratsch dor och e paar heute Abend!“

„Mal sehen, wann du vom Bauer zurück bist, da reden wir dann kurz drüber“, gab Olaf zur Antwort. Das Wattel brachte die geernteten Pilze auf den Boden. Unter dem Dach hatte er seinen häuslichen Bereich, eine Matratze, eine Schlafdecke, eine Wäschetruhe, einen Krug fürs Waschwasser und eine Waschschüssel auf einem Toilettentisch. Auf dem Boden war ein zwei Meter langer verschlissener Läufer ausgelegt, der obere Flausch so beschädigt, dass die eingewebten Ornamente kaum noch zu erkennen waren. Unter der Dachluke stand ein großer runder Tisch mit zwei Stühlen. Ein Rasierspiegel war an einer Dachlatte aufgehängt. Auf der Truhe stand ein Kasten ohne Deckel, darin lagen Messer, Gabeln, Löffel, ein Sieb, ein Salzstreuer, verschiedene Werk-

zeuge: eine Zange, ein Schraubenzieher und ein Hammer sowie zahlreiche Nägel unterschiedlicher Größe. An der Tür war ein angehängter Reisigbesen zum Fegen des Dachbodens; er wurde wohl selten benutzt. Es roch staubig und säuerlich. Sicher blieben die Dachluken meist geschlossen. Die Luft war stickig. Vor der Bodenkammer stand eine große Holzkiste an jener Wand mit Steckdose. Auf der Kiste hatte das Wattel seine elektrische Kochplatte. Offenbar waren die Metallfüße des Kochers schon oft so glühend heiß, dass sie schon schwarz in die Kistenbretter eingebrannt waren. In der Kiste waren Regalbretter eingebaut. Auf ihnen hatte das Wattel seinen sonstigen bescheidenen Hausrat angeordnet: Töpfe, Tiegel, Teller, Tassen und eine Schüssel. Er stellte die Pilzkörbe ab, verschloss die Bodenkammer wieder, ging die Holzterrasse hinab und rief: „He, Olaf, bis nachher zum Essen, hä, hä, du Stänker!“ Die alte Kate der Stannebeins war nahe der Dorfeiche, gegenüber hatte Rietzschold seinen Dreiseitenhof. Schnurstracks eilte das Wattel dem Gehöft zu. Der Schäferhund hatte angeschlagen, auch der große Truthahn begann mit seinem lauten Geschrei: „Schuddel, juttel, huddel...“ Wattel betrat den Hof, der Truthahn hatte ein riesiges Rad geschlagen, er kam auf das Wattel mit kräftigen Flügelschlägen zu. Max, der Hund zerrte aufgeregt an seiner langen Kette. Bald war die Aufregung der Tiere verflogen und sie hatten sich beruhigt. Schließlich kannten sie das Wattel. Er suchte den Hof ab nach dem Bauer, er fand Emil Rietzschold in der Futterküche vor. „Hä, hä, da bin isch, gonntsch ja nisch ma Mittachessn! Was solch denn machn, Herr Rietzschold?“

„Dauert einen Moment, ich muss erst die Kartoffeln für die Schweine dämpfen, du kannst sie stampfen und mit Kleie mischen. Ist das getan, sollst du den Gülletankwagen aus der Scheune holen, da helfe ich. Wir fahren ihn an die Jauchengrube, dann kannst du den Wagen mit Jauche füllen. Ich will morgen zwei Felder damit düngen.“

„Na, hä, da müssns mir awer och ma eh paar Ostereijer gehm, Herr Rietzschold. Unser ehns hat tscha sonst gar genee Graft mähr.“ Der Bauer verspricht Wattel: „Ja, du bekommst Eier, aber erst, wenn die Arbeit erledigt ist! Rutsche nicht ab am Mauerrand der Jauchengrube“

ist es glatt. Du musst beim Abfüllen der Gülle sehr aufpassen! Die Grube ist fast zwei Meter tief, wenn du da abgluckerst, ist Feierabend. Sobald ich hier aus der Futterküche weg kann, gebe ich dir noch eine Leiter, damit du von oben den Jauchenwagen füllen kannst. Du musst die Verschlusskappe abnehmen, die sitzt ziemlich fest!“

„Da, wolln mor ma ran an den Speck, Herr Rietzschold, ich stampe jetzt die Erdäppel und mische de Kleie drunter, da könnse die Viecher füttern, vorher holn mor inn Güllewachen und de Sprossleiter, da kansch anfang. Als ich drühm wesch bin, da wollt der Kautzbauer mein Bruder, den Faulenzer holn, ich glowe nisch, dass der dem Kautz offn Hof hilft! Liewer klaut der mir de Fressage oder nimmt mor weg, was er krieschen kann, der Stänker! Vielleicht kommt der Oskar Kautz mir noch in de Quere, will misch zum Pulksen holn. Un mir knurn schon de Kutteln. Isch währ ma so ne Saukartoffel reinhaun damits mor besser geht, hä! Mit Stampfen binsch nu fertsch, Chäffe!“ Emil Rietzschold: „Da wollen wir mal das Gefährt holen, damit ich Morgen düngen kann.“

Sie gingen gemeinsam zum Geräteschuppen an der Scheune, holten eine Sprossenleiter, einen großen Zinkeimer und dann den Tankwagen. „Jetzt hast du, was du brauchst Wattel! Ich füttere jetzt die Schweinchen. Brauchst mich nur rufen, falls du mich brauchst!“ Der Bauer ging zum Schweinestall. Wattel stellte die Leiter am Wagen an, kletterte hoch und löste die verklebte Verschlusskappe unter lauten fluchen: „Hä, das Aas will nisch, isch bin keen Plaatsch, kriesch dich schon“, und hatte bald den Stutzen abgenommen. Er füllte Eimer für Eimer, kletterte immer erneut die Leiter hinauf und goss die Jauche in den Tank. Beim Füllen der Eimer stellte er sich immer auf den Betonrand der Grube, das Tagwerk war fast vollendet. Wattel will einen weiteren Eimer befüllen, gleitet auf dem schmierig gewordenen Rand aus, kann die Balance nicht halten und stürzt kopfüber in die Güllegrube! Er schreit herzzerreißend nach dem Bauer: „Hilf, äh, Chäffe, komm, komm, ich sterbe, ä, hä, Scheiße!“ Der Bauer hatte den Plumps in die Plempe gehört und kam sofort aus dem Stall gerannt. „Hab’ ich es nicht gesagt, wolltest

eben in dem Kaffee baden, atme nicht so tief, sonst säufst du mir noch für immer ab! Mach' den Mund zu und schwimme zum Grubenrand!“ Rietzschold nahm die Sprossenleiter, stellte sie so in die Jauche, dass sich das Wattel daran ranziehen konnte, lehnte sie dann an die Mauer der Grube, hielt sie fest, so dass er dann die Leiter hoch aus der Grube steigen konnte. Der Bauer tobte. Auch er war von Gülle bekleckert.

„Wattel, du bist ein Riesenrülps, eine Rohrwanze, bleib da stehen, ich werde dich jetzt abspritzen, desinfizieren, du Stinker!“ Rietzschold ging zum Wasserhahn am Pferdestall und wusch sich von den Händen und der Arbeitskluft die Gülle ab; der Hund knurrte immer noch, hatte die ganze Aufregung verfolgt. Der Duft war ihm wohl in die Nase gefahren.

Er herrschte den Hund an, „Max, halt das Maul, ab in die Hütte!“ Dann holte er aus dem Geräteschuppen einen großen Wasserschlauch, schloss diesen am Hahn an, drehte auf, rief laut: „Wasser marsch!“ Den Schlauch hatte er aufs Wattel gerichtet und systematisch vom Gesicht bis zu den Füßen mehrmals abgespritzt. „Jetzt zieh deine Knobelbecher aus, da scheint noch soviel Jauche drinnen, dass du den Tank damit vollbekommst, du Stinker. Ich hätte dich in der Scheiße verrecken lassen sollen, da hätte kein Hahn danach gekräht. Gut, dass du nicht immer so tolpatschig bist! Manchmal bist du ja zu gebrauchen, aber deine Mutter hat, wo sie dich gestrickt hat, ein paar Maschen fallen lassen! Hebe die Füße hoch, jetzt gibt's noch einen Strahl. Dann gehe in deine Hütte, bringe dich in Ordnung. Zieh dich um und wasche deinen Overall. Du wirst dich erkälten und stinkst sonst noch tagelang, wie ein Wiedehopf! Wenn du nicht mehr zu riechen bist, gebe ich dir die Eier.“

„Ja, ich muss nu erscht ma raus aus den Klamottn“, gab das Wattel klein bei, „wenn mor so nischt hat, bleibt ehm immer noch de Scheiße, bis Morgn!“, schüttelt sich in der nasskalten Kluft, verlässt das Gut, rennt barfuß über die Straße, die Gummistiefel in der linken Hand. Das Wattel war gerade sechzehn Jahre, eigentlich war er noch für das letzte Kanonenfutter zur Reichsverteidigung zu gebrauchen, aber sein oftmals schizophrendes Verhalten hatte ihn davon bewahrt. Mutter und Vater

war gestorben, der Stiefvater gefallen. Olaf, sein Stiefbruder war zwei Jahre jünger. Ole nahm ihn in Empfang: „Du stinkst ja schlimmer als ein vergifteter Matjeshering, am liebsten würde ich dich nicht ins Haus lassen!“

„Du Grünschnabel, verzieh dich bloß“, gab Wattel zurück, „warst du beim Kautzbauer pulksen? Ich bin freilich fucht’sch, rege misch nisch off, da krischste paar vor deinen Nischell – Meine Sachen sinn ganz glauch, mussch inndn Gardn hinters Haus häng, vorher in der Tonne durchspüln! – Heute gib’ts keene Pilze mähr zu essen, bin völlisch grätch!“ Olaf lacht auf, „zu dem Oskar Kautz bin ich heute nicht mudeln gegangen, er hat gesagt, es hat keinen Draasch, hat mir och Pilze gebracht, nicht viel. Aber zum Abendbrot reichts für mich. Geh’ in der Frühe zu ihm! Soll seine Haflinger striegeln, wer weiß, was noch zu tun ist!“ – Wattel sagt drauf: „Vergiss es nicht, du Faulpelz und Langschläfer, springe nicht für dich ein! – Übermorgen ist Ostern, da male ich dir die Eier blau! Morgen Abend essen wir Pilze, die ich mitgebracht habe. Vom Schlemiel bekomme ich Eier. Jetzt muss isch meine Fusseln waschn, mich renovieren. Mir is zum Kotzen, dreht mir fast de Kutteln um, Tschau! Hoffentlich lassen uns die Amis und Tommys mal ne Nacht in Ruhe ohne Fliescheralarm!“ Ole sagte noch: „Der Gemeindediener Otto Schröer war heute hier, aber das kann ich auch Morgen erzählen, Ade und gute Ruhe! Ich esse jetzt.“

„Rede“, fasste das Wattel nach, „was wollte der Kräbel denn?“

„Er hat Polizeigewalt, muss jetzt immer mal sich informieren, wie das mit uns weitergeht, solange kein Vormund bestellt ist, hat er gesagt“, so Ole. „Kann auch sein, wir müssen in ein Kinder- und Jugendheim oder das letzte Aufgebot bei der Verteidigung stärken! Was meinst du, ob die das ernsthaft tun?“ Wattel: „Ja, ja, sä wolln das Haus der Eltern kasiern, damit sä die Flüchtlinge unterkrieschen! Nisch mit mir! Kann sin, se wolln uns abknalln lassen, damit der Arsch for immer zu is. Da beissens off Granit oder sä finden misch nisch gleich. Da binsch erscht ma fort!“

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!